Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 64 (1959-1960)
Heft: 8

Artikel: Die Pflege unserer Muttersprache
Autor: Gisi, Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-316904

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Pflege unserer Muttersprache

Adolf Guggenbühls Abhandlung «Die Pflege unserer Muttersprache» zwingt zu Besinnung. Man trifft auf gute Anregungen, auf bittere Wahrheiten, aber auch auf Umstände, die man anders sehen muß. Wenn in einer Schule stundenlang vom Sperling geredet wurde, ohne daß die Schüler wußten, daß es sich um den Spatz handelte, so wäre der Vogel in der gleichen toten Manier traktiert worden, auch wenn der Lehrer in Mundart unterrichtet hätte. Ein Lehrer, der so etwas stundenlang nicht spürt, ist einfach schlecht. Nicht besser steht es um einen Lehrer, wenn er fragt: «Was macht der Landmann im Lenz?» Ich meine: Ein derart buchstabendürrer Lehrer bliebe gleich dürr, wenn in Mundart unterrichtet würde. Es handelt sich in beiden Fällen um geistarme, spracharme, seelentrockene Männer, die zum Lehrer nicht geeignet sind. — Der dritte Fall: Wenn Handelsschüler sagen, es sei in Mundart alles viel leichter verständlich gewesen, so wird es ja stimmen; es liegt aber auch der Gedanke nahe, daß der Lehrer sein Hochdeutsch nicht zu gehöriger Schlichtheit und Klarheit ausgeformt habe: sonst hätten die Schüler dem Unterricht hochdeutsch ebenso leicht folgen können.

Adolf Guggenbühl schreibt: «Es ist eigentlich erstaunlich, daß sich die Fachlehrer nicht dagegen wehren, daß ihr Fach beständig zum Deutschunterricht mißbraucht wird.» Dem stelle ich hier einige Sätze aus einem Vortrag von Felix Möschlin gegenüber: «Es ist widersinnig, daß der Schweizer mehr Stunden für den Fremdsprachenunterricht hat als für seine eigene Sprache. Deshalb hat er dann so große Mühe, sich auszudrücken. Mit allen Mitteln muß die Ausdrucksfähigkeit des Schülers verbessert werden. Das läßt sich nur erreichen, wenn jeder Lehrer auch Deutschlehrer ist.» Guggenbühl spricht vom Schweizerdeutschen als der Muttersprache, Möschlin vom Hochdeutschen.

Die Wahrheit ist, daß beide Sprachen unsere Muttersprache sind. Keine soll man gegen die andere ausspielen; beide soll man mit gleichem Ernste pflegen. Im Grunde aber geht es weder um die Mundart noch um das Hochdeutsche; vielmehr soll man ganz fest den Sprachgeist überhaupt im Auge behalten. Sprache ist etwas Göttliches. Sie ist nicht ein Instrument für den Menschen, etwa bloß zur Übermittlung von Neuigkeiten und dergleichen; sie ist ein Organ, ein Teil des Menschen selber. Aber der Mensch mit all seinen Organen gilt heute wenig; Material und Maschinen gelten viel. Der Mensch vernachlässigt seine Beine und verehrt die Fahrzeuge. Er vernachlässigt seine Stimme und bedient sich der Musikautomaten. Er läßt seine innere Bilderwelt verarmen und glotzt auf den Bildschirm. So vernachlässigt er seine Sprache. Aber nicht nur der Schweizer. Das ist eine weltweite Erscheinung. Denn noch einmal: Es geht nicht um Hochdeutsch oder Mundart, es geht um die Achtung des Sprachgeistes, ja des Geistes überhaupt.

Bei einem Klavierlehrer, der selber keine Freude an Musik hätte, möchte ich nicht Stunden nehmen. Und bei einem Lehrer, der nicht Freude an der Mundart wie auch am Hochdeutschen hätte, möchte ich nicht Schüler sein. Sprachpflege ist nur möglich durch Freude an der Sprache. Was man nicht liebt, das pflegt man nicht; allenfalls pflegt man es kümmerlich, aus saurer Pflicht. Liebt nun der heutige Mensch recht innig den Geist, damit auch den Sprachgeist? Guggenbühl sagt, die meisten unserer Offiziellen «kommen über einen phrasenhaften, papierenen Stil überhaupt nicht hinaus.» Das stimmt, hängt aber nicht mit Mundart, Hochdeutsch und Schule zusammen, sondern ist ganz einfach Ausdruck des offiziellen Zeitstils.

Wer könnte aber eine geistvolle Lehrerin oder einen Lehrer zwingen, auf diesen Zeitstil herabzusteigen? Wo Geist in der Schulstube ist, wird nach Guggenbühls Forderung beides belebt: die Mundart und das Hochdeutsche. Solche Belebung darf man weder von Lehrplänen noch von ausgeklügelten Methoden erwarten; der Erfolg hängt einzig und allein vom Menschen ab, der vor den Schülern steht. Kein Schüler geht aber fertig gebildet aus der Schule, auch der nicht, der das Maturitätszeugnis in der Tasche mit fortträgt. Wenn er sich nicht selber weiterbildet, so wird er, wie die meisten, im offiziellen Lebens- und Sprachstil stecken bleiben.

Georg Gisi

Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen (Fortsetzung)

Die Rolle der Frau im Märchen

Was für Frauengestalten zeigt uns das Märchen? Es ist die Mutter, die Patin, die Stiefmutter, das Schwesterlein, die Tochter, die Braut, die Ehefrau. Dargestellt ist also fast immer die Frau in ihren Beziehungen zur Familie. Nur eine steht außerhalb, so daß man ihren Zivilstand gewöhnlich gar nicht erkennt: es ist die Hexe und die Zauberin.

Ich fasse zuerst die Mutter ins Auge. Ist es nicht eigentümlich, daß sie uns im Märchen fast nirgends in bestimmten Umrissen und mit individuellen Zügen entgegentritt? Und doch arbeitet es das Typische der wahren Mutter, sozusagen ihr reines *Urbild,* mit den allereinfachsten Mitteln heraus. Wie ergreifend schildert es uns die Sehnsucht der jungen Frau nach einem Kind! Es geschieht fast mit denselben Worten, sei es eine Königin oder eine Bauersfrau; denn die echten und guten Mütter fühlen ja alle geich, mögen sie hoch oder niedrig gestellt sein. Die *Königin* sitzt am Fenster und näht, während es draußen schneit. Wir spüren ihre Einsamkeit und Leere in dieser winterlichen Umgebung. — Das Märchen vom Machandelbaum versetzt uns um 2000 Jahre zurück. (Die Mütter bleiben sich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende immer gleich.) «Da war einmal ein reicher Mann, der hatte eine schöne Frau, und sie hatten sich beide sehr lieb, hatten aber keine Kinder. Sie wünschten sich aber sehr welche, und die Frau betete darum soviel, Tag und Nacht, aber sie kriegten immer keine. Vor ihrem Haus stand ein Machandelbaum, unter dem stand die Frau im Winter und schälte sich einen Apfel.» Dann heißt es in beiden Märchen, daß sich die Frau in den Finger schnitt und dabei Blut in den Schnee fiel. Und beim Anblick des Blutes kommt der Wunsch, der sie Tag und Nacht bewegt, über ihre Lippen: «Ach, hätte ich doch ein Kind, so rot wie Blut und so weiß wie Schnee . . . » Die *reiche Frau* aber, als ihr Wunsch in Erfüllung ging, «freute sich so, daß sie starb». — Oder die *Bäuersfrau* in Daumensdick: Es war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: «Wie ist es so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, in den andern Häusern ist's so laut und lustig.» «Ja», antwortete die Frau und seufzte: «Wenn's nur ein einziges wäre, nur daumensgroß, so wollte ich schon zufrieden sein, wir hätten's doch von Herzen lieb.»